

3
1963

Stern der Neger

Stern der Neger

ZEITSCHRIFT DER MISSIONARE
SÖHNE DES HLST. HERZENS JESU

Mai/Juni 1963

Jährlicher Bezugspreis:
DM 3.— S. 15 Lire 500

Einzahlung: Missionshaus Josefstal
Postscheckkonto Stuttgart 540 66
Scheckkonto 862 11 Stern der Neger
Herz-Jesu-Missionshaus Milland
Bressanone/Brixen
C. C. P. 14 7392 Trento

Bestellung: Missionshaus Josefstal
709 Ellwangen/Jagst Postfach 28 —
Missionshaus Maria Fatima
Unterpremstätten bei Graz —
Herz-Jesu-Missionshaus Milland
Brixen

Herausgeber und Verleger:
Kongregation der Missionare Söhne
des Hl. Herzens Jesu
Ellwangen/Jagst Josefstal

Schriftleitung:
P. Udo Baumüller MFSC
Missionsseminar St. Josef
709 Ellwangen/Jagst Postfach 28

Druck: Schwabenverlag AG
Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst

Mit kirchl. Druckbewilligung
und Erlaubnis des Generalobern

Fotos: Fides 7 Hurler 6 Sr. Marietta 4
Schmid 3 Gulba 3 Baumann 1.

Zum Titelbild

Da wurde lange Zeit vom dunklen Erdteil Afrika gesprochen. Dunkel, weil unbekannt; dunkel auch wegen der Hautfarbe seiner Bewohner. Die Nacht des Unglaubens und des Aberglaubens lastete fast ausnahmslos auf Volk und Land. Es wurde niedergehalten vom Zwang alter Riten, Stammesgebräuche und Überlieferungen; ausgebeutet vom weißen Mann und in Unwissenheit belassen. Das hat sich geändert. Ein Licht ging auf über Afrika; das Licht persönlicher Reife seiner Menschen, politischer Selbständigkeit und nicht zuletzt das Licht der Gnade Gottes in den Herzen seiner Kinder.

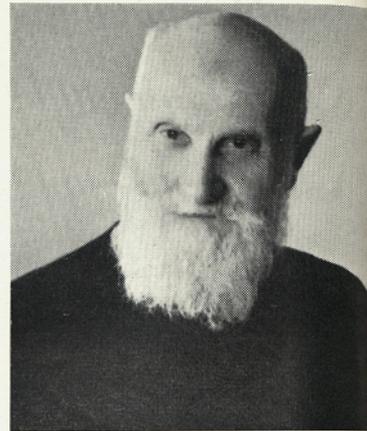
Hoffnungsvoll darf Afrika in die Zukunft blicken. Ihm steht unermessliches Land, stehen reiche Bodenschätze und unverbrauchte geistige Kräfte zur Verfügung.

Die junge Kirche Afrikas hat in ihren einheimischen Bischöfen bereits die köstlichsten Früchte gezeitigt. Die Zukunft gehört Afrika! Wir aber dürfen weiterhin aufrichtig beten: „Erleuchte, o Herr, alle übrigen, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen!“



P. Fidelis Pezzeri geht nach Peru. Noch im Mai wird er das Schiff besteigen. Seine Missionsaufgabe wird er in unserer Prälatur Tarma erfüllen.

Bruder J. Nep. Zorn feierte am 4. Mai seinen 80. Geburtstag. Der frohe und immer hilfsbereite Bruder kann auf ein über 40jähriges Ordensleben zurückblicken. Er war tätig in unseren Häusern in Milland (Brixen), Graz-Messendorf und ist jetzt in Mellatz stationiert. Wir wünschen ihm weiterhin gute Gesundheit und Gottes Segen.



*Es ist Gott wohlgefälliger,
einen edlen Jungen zum Priestertum zu führen,
als einen Altar aus Gold aufzurichten.*

Don Bosco

Schwarze Gesichter unter weißen Mitren

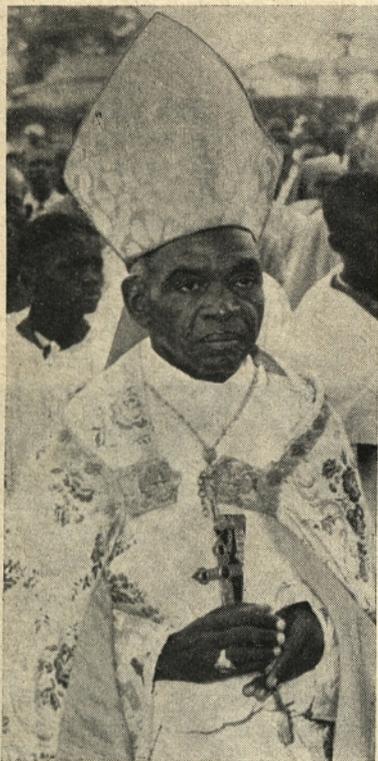
Aufsehen erregte die stattliche Anzahl der schwarzen Bischöfe, die zum II. Vatikanischen Konzil erschienen. Aber nicht nur ihre Anzahl, sondern vielmehr die schwarzen Persönlichkeiten unter den weißen Mitren ließen Bischof Stangl aus Würzburg bewundernd sagen: „Nicht wenige

farbige Bischöfe stehen theologisch und menschlich auf einer beachtlichen Höhe, weit über dem Durchschnitt.“ Pater J. Heer, der aus unmittelbarer Nähe die Eröffnung des Konzils miterleben konnte, berichtet uns vom Werdegang, dem Leben und den Problemen der schwarzen Bischöfe.

Am Tag zuvor hatte es noch geregnet, und auch noch am Morgen des 11. Oktobers selbst, kurz bevor das Konzil eröffnet werden sollte. In großen Omnibussen, vornehmen Mercedes und wendigen Fiat kamen die Konzilsväter zum Eingang der vatikanischen Museen. In den langen Gängen zwischen antiken Statuen und Inschriften stellten sich alle auf, Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe. In ihrer Mitte war es nicht mehr schwer, sich die babylonische Sprachverwirrung vorzustellen; unter den mehr als zweieinhalbtausend Würdenträgern hörte man jede Sprache: Englisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, und — was mich vor allem interessierte — auch die ganz ungewohnt klingenden Laute aus China, Japan und Afrika. Die Welt war versammelt!

Als dann der endlos lang erscheinende Zug aus den Kolonnaden Berninis über den gewaltigen Platz in die Petersbasilika zog, war auch der Himmel blau geworden, und die Sonne spielte auf den glänzend weißen Mitren und den feierlich wallenden Mänteln: Römische Pracht in voller Entfaltung bot sich den Augen der vieltausendköpfigen Menge. Und wie alle im riesigen Mittelschiff der Basilika ihren





Erzbischof J. Kiwanuka

Platz eingenommen hatten, und der Papst das „Adsumus“ sprach: „Da sind wir, Herr, wir, Deine Kirche, die Du aus den vier Himmelsrichtungen zusammengeführt hast“, da wurde es jedem der Anwesenden bewußt, welche ungeheure Dimensionen diese Kirche angenommen hat. Die Nachfolger der Zwölf, die sich hier um den Amtsträger Petri versammelten, sind fast Dreitausend geworden! Und auch sie sind nur die Hirten der unermesslichen Schar aller Glaubensbrüder, die dieselben Sakramente empfangen und dieselbe Liebe üben. Man spürte, wie die Kirche die Welt umspannt, und wie von San Francisco bis Sydney und von Kapstadt bis Tokio der eine Herr angebetet wird.

Zum ersten Male in der Geschichte waren nahezu alle Völker der Erde bei einem Konzil versammelt. Noch vor 100 Jahren, beim ersten Vaticanum, gab es keinen farbigen Bischof. Es war die Zeit, in der der Same erst gestreut werden mußte, die Zeit, in der Msgr. Daniel Comboni unter den damaligen Konzilsvätern Propaganda machte für seinen Plan, Afrika durch Afrika selbst zu bekehren.

Heute ist es anders geworden. Zeichen dafür sind die vielen schwarzen Gesichter, die in den langen Reihen der Bischöfe verstreut, einen eigenartigen Kontrast zur weißen Mitra und zum glänzenden Marmor der Basilika bilden.

Zahlen und Namen . . .

Es ist eine stattliche Zahl: 63 schwarze Bischöfe, die aus 19 verschiedenen afrikanischen Staaten kommen. An der Spitze steht Kongo, das gleich durch zehn einheimische Bischöfe vertreten ist, die alle in ungewöhnlich schneller Folge ernannt worden waren. Den Anfang hatte Bischof Petrus Kimbondo am 9. August 1956 gemacht, und den Abschluß in der Reihe der Zehn bildete Bischof Thomas Kuba, der zum Konzilsbeginn zwar schon ernannt war, die Weihe aber erst drei Tage später, am 14. Oktober in Rom empfing. Ganz im Gegensatz zu dieser schnellen Entwicklung steht übrigens Uganda, das zwar schon 1939 im jetzigen Erzbischof Josef Kiwanuka den ersten schwarzen Bischof überhaupt erhalten hatte, dann aber bis 1962 warten mußte, bis Monsignore Hadrian Ndungu die Reihe fortsetzte. Gleich nach dem Kongo kommt Tanganjika mit acht, Nigeria mit fünf und

Ghana mit vier schwarzen Bischöfen. Das kleine Ruanda mit seinen 24 500 Quadratkilometern steht relativ gesehen allen voran. Von seinen vier Bischöfen sind drei Eingeborene, und interessanterweise ist auch noch deren weißer Kollege, Erzbischof Perraudin von seinem schwarzen Amtsbruder, Bischof Ludwig Bigirumwani geweiht worden.

Die beachtliche Ziffer von 63 schwarzen Bischöfen ist ein Beweis dafür, daß die Kirche die Zeichen der Zeit begriffen hatte. Noch bevor im Jahre 1957 das politische Erwachen Afrikas mit den gewaltigen Umwälzungen der politischen Unabhängigkeitsbewegung vor sich ging, hatte Pius XII. schon 15 afrikanische Bischöfe ernannt. 1930 war — wie schon angedeutet — der Anfang gemacht worden am Pius XII. hatte damals am 31. Oktober, dem Christkönigfest, zusammen mit elf anderen Missionsbischöfen auch die ersten beiden Negerbischöfe geweiht; Erzbischof Josef Kiwanuka war der eine von ihnen und jetzt, während des Konzilsitzes er wieder in derselben Petersbasilika, in der er vor 27 Jahren geweiht worden war. Der andere war Bischof Ramarosandratana von Madagaskar, der allerdings schon 1957 gestorben ist. Der Papst war sich damals der Bedeutung dieses Schrittes wohl bewußt; in der anschließenden Privataudienz sagte er zu Bischof Kiwanuka: „Mein Sohn, in Dir erneuere ich die afrikanische Hierarchie, die vor Jahrhunderten durch die Invasion der Vandalen und der Mohammedaner unterbrochen worden war. Arbeite gut und tüchtig, denn von Deinem Erfolg hängt die Ernennung anderer

afrikanischer Bischöfe ab". Offensichtlich war es mit dieser Probe ernst gemeint, denn erst 12 Jahre später erfolgte die Ernennung eines weiteren schwarzen Bischofs, des jetzigen Kardinals von Tanganjika, Laurean Rugambwa. Aber ebenso offensichtlich war die Probe auch bestanden worden, denn noch Pius XII. ernannte während seines Pontifikates weitere 23 afrikanische Bischöfe, während Johannes XXIII. allein in den drei Jahren vor dem Konzil mehr als 30 Erzbischöfe und Bischöfe nominierte. Die Kirche Afrikas hat also heute die stolze Bilanz von einem Kardinal, 13 Erzbischöfen und 48 Bischöfen schwarzer Hautfarbe aufzuweisen, die alle — mit Ausnahme von dreien — in Afrika selbst geboren sind.

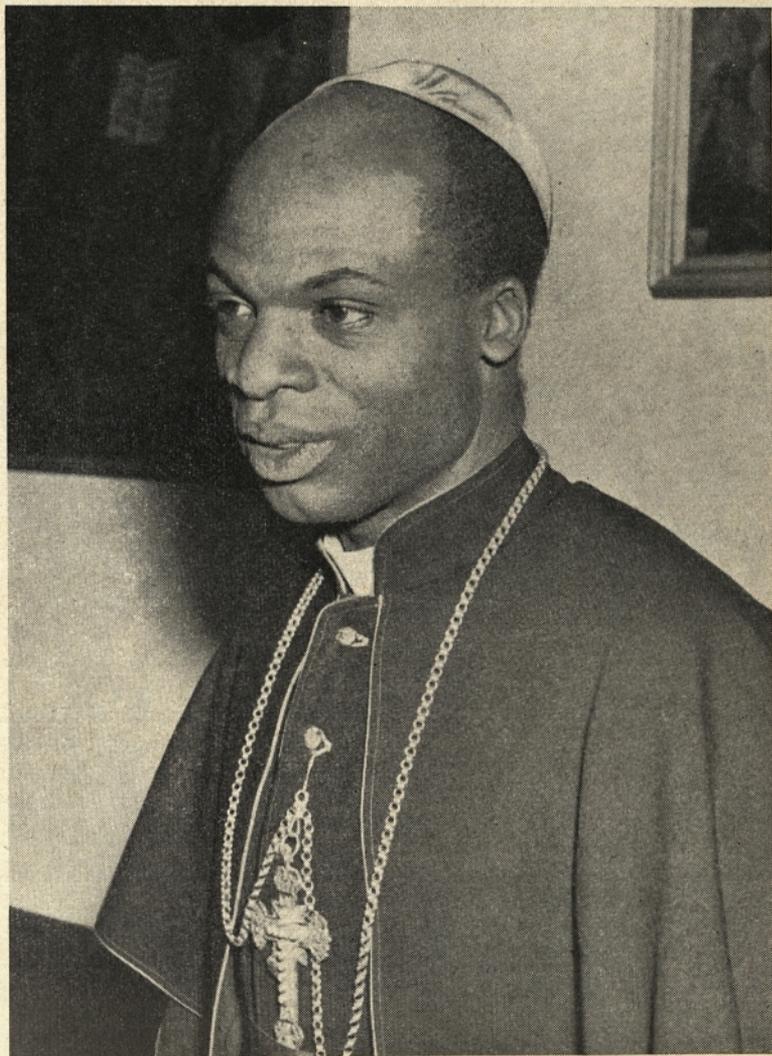
Es hat natürlich seinen eigenen Reiz, sich diese schwarzen Gestalten etwas näher anzuschauen, um zu erfahren, welchen sozialen Schichten sie entstammen, wie ihr Weg zum Priestertum verlief und was ihre seelsorglichen Probleme und ihre Einstellungen zu den Fragen des Konzils sind. Selbstverständlich ist es nicht möglich, jeden einzelnen der Bischöfe darüber auszufragen, denn wengleich sie sehr kollegial sind (die französisch-sprechenden z. B. geben sich alle das „Du“), so ließen sie sich doch nicht von jedem unbekanntem Schwarzrock über alles ausquetschen, was die Neugierde zu wissen verlangt. Bemühen wir uns also mit dem, was aus der Presse und aus Gesprächen über sie allgemein bekannt geworden ist.

Adeliges Blut und Männer des Volkes

Manchen dieser Gestalten merkt man es an, daß ihnen die Vor-

nehmtheit und das Herrschen gewissermaßen im Blute liegt; sie haben die Häuptlingswürde auch unter der Mitra bewahrt. So entstammt Kardinal Rugambwa der königlichen Familie, die in Kyanja herrschte, und es ist demnach nicht von ungefähr, daß sein Name nichts anderes als „der Angesehene“ bedeutet. Bischof Emanuel Mabathoama vom Basutoland

kommt aus einer Familie von Großhäuptlingen. Sein Urgroßvater war der berühmte König Moshesh, der „König der Berge“, wie ihn die Neger nannten, der die Nation der Basuto vereinigt hatte, und in seiner uneinnehmbaren Festung Thaba Bosiu den vereinten Angriffen der Buren und der Zulu standhielt. „Blaues Blut“ rollt auch in den Adern von Msgr. Dlamini,



Kardinal Rugambwa

des ersten schwarzen Bischofs von Südafrika, der 1954 geweiht wurde, und auch Erzbischof Gantin von Cotonou in Dahomey, Bischof Maurice Otunga von Kenia und Bischof Irenäus Dud vom Sudan stammen aus der herrschenden Schicht. Andere freilich — und es ist die Mehrzahl — kommen aus den gewöhnlichen, und das heißt armseligen, Verhältnissen der Eingeborenen. So arbeitete der Vater von Bischof Tchidimbo von Guinea als Schneider, der von Bischof Thiandoum aus Senegal als Fischer, und die Familie, von der Bischof Thomas Mongo aus Kamerun herkommt, war in einer Farm beschäftigt.

Berufung und Weg

Wie wenig diese afrikanischen Bischöfe auf eine eigene Tradition und auf ein ererbtes Glaubensbewußtsein zurückblicken können, ergibt sich aus der Tatsache, daß die meisten von ihnen aus heidnischen Familien stammten und erst in den Missionsschulen den christlichen Glauben kennenlernten. Das Bürschlein, aus dem einmal Kardinal Rugamba werden sollte, wurde erst mit acht Jahren getauft, und für den Unterricht mußte es jeden Tag zweimal den langen Weg von 3½ Stunden zurücklegen. Der bereits erwähnte Bischof Irenäus Dud vom Sudan wurde mit zwölf Jahren getauft, und als er 1933 ins Seminar eintrat, wurde sein weiterer Weg durch den Widerstand der Eltern gehemmt, die ständig in ihn drangen, den Sitten und Gebräuchen des Stammes treu zu bleiben. Selbst durch Zauberei suchte die Mutter den schwarzen Seminaristen zu bearbeiten. Erst 1936, nach dem Tode des Vaters, gab die Mutter nach und

bekehrte sich schließlich selbst. Bischof Maurice Otunga wurde mit zwölf Jahren getauft und trat 1935 ins Seminar ein. Sein Vater gab die Hoffnung nicht auf, daß sein Sohn ihm als Stammeshauptling nachfolge; als dann aber Maurice noch von den Missionaren von Mill Hill zum Studium nach Rom geschickt wurde, drohte er mit Prozessen wegen „Kinderraub“. Aber auch hier siegte schließlich die Gnade, denn als der Sohn 1957 zum Bischof geweiht wurde, ließen sich die Eltern von ihm taufen. Erst nach vielen Umwegen kam Bischof Raimund Tchidombo aus Guinea zum Ziel. Als Theologiestudent war er zur französischen Armee eingezogen worden und stand dann den ganzen Krieg hindurch unter den Waffen. Erst nachher konnte er ins Seminar zurückkehren. Aber in den Plänen Gottes war auch dieser „Umweg“ sinnvoll, denn in Frankreich hatte der damalige Soldat Freundschaft geschlossen mit Sekou Touré, dem heutigen Präsidenten von Guinea, und es sollte sich bald zeigen, wie nützlich dies war, denn als Tchidimbo schließlich im Jahre 1962 zum Bischof von Conakry ernannt wurde, begrüßte ihn Präsident Sekou Touré herzlich, ja geradezu begeistert, obwohl derselbe Präsident erst kurz vorher den weißen Bischof Melleville des Landes verwiesen hatte, weil er gegen die Verstaatlichung der katholischen Schulen protestiert hatte.

Geradezu erbaulich verlief der Weg von Bischof Bigirumwani von Ruanda. Er stammt aus einer guten katholischen Familie, und als er in das Priesterseminar eintrat, sandte ihm sein Vater einen Brief, der von echtem und tiefem Glaubensgeist zeugt.

„Ich habe Dich vom Herrgott empfangen — so schrieb der Vater — und nun gebe ich Dich wieder dem, der Dich mir anvertraut hatte. Sei willig, und laß' Dich von seiner Hand formen, damit er aus Dir mache, was ihm das Beste dünkt. Mein Sohn, denk immer an diese Worte. Wenn Du sie befolgest, wirst Du immer dem Dienst Gottes treu bleiben. Denn der Weg, den Du jetzt begonnen hast, ist lang und schwierig...“

Probleme und Erwartungen

Man wird von den schwarzen Bischöfen Afrikas nur das erwarten, was sie wirklich auch geben können: ihren Beitrag zu den missionarischen Problemen der Gegenwart. Die Zeit der afrikanischen Kirche ist zu kurz, als daß man schon in den anderen Fragen, mit denen sich das Konzil zu befassen haben wird, profilierte Köpfe erhoffen könnte. Gewiß haben die meisten von ihnen in Europa studiert, besonders in Rom an der Propaganda und an der Gregoriana, wo man übrigens noch heute die Doktorthesen nachlesen kann, die sie damals schrieben, aber ihr Interesse gilt mehr den unmittelbar praktischen Fragen als der hohen Theologie. Sie werden wohl auch keine eigene Gruppe bilden, diese 63 schwarzen Bischöfe; manche von ihnen werden es mit den Nordamerikanern halten, die sich wenig um Theorie kümmern; andere werden ähnliche Probleme verspüren wie die Südamerikaner, die von der Entchristlichung weiter Gebiete, dem katastrophalen Priestermangel und der ständigen Gefahr des Kommunismus fast erdrückt werden. Andere werden ihre Sympathie teilen zwischen den progressi-

ven
den
der
Südländern,
von
der
juristischen
zustehen
den
falls,
Kamerun
so
zwei
beginn,
Mittleuropäern, die sich theologischen Problemen Gegenwart stellen und den von allem Stürmen und Fragen der Zeit in ihrer konservativ-juristischen Geisteshaltung festzustehen suchen. Sehr entschieden und weitsichtig ist jedenfalls, was Erzbischof Zoa von Kamerun nach seiner Weihe, also zwei Jahre vor Konzilsbeginn, programmatisch verkündet

hatte; der Neugeweihte sagte damals: „Die Kirche muß sich an die neue, eben erst im Werden begriffene Kultur des afrikanischen Kontinents ‚akklimatisieren‘... Sie braucht deswegen Laien und Priester, die wagemutig das Risiko auf sich nehmen, das unausweichlich mit dem Bemühen verbunden ist, einen neuen Lebensstil zu finden und die Wahrheit so darzubieten bzw. die christliche Kultfeier

so zu gestalten, wie es am besten der Eigenart des Afrikaners entspricht. Wir würden an der Kirche und an Afrika zu Verrätern werden, wenn wir aus Faulheit und Angst vor dem Neuen unseren Völkern eine ritualistische, moralisierende und veraltete Kirche darboten würden.“ Vielleicht ist gerade aus solcher Einstellung heraus in liturgischen Fragen von den afrikanischen Bischöfen ein Beitrag



Auf dem Weg zur Konzilsaula

zu erwarten. Bischof Josef Malula aus dem Kongo ist ja Mitglied der liturgischen Kommission und Gestalter und Förderer von liturgischen Formen, die der Mentalität seiner Landsleute entsprechen. Ebenso ist Erzbischof Mabathoama aus dem Basutoland bekannt als Verfasser religiöser Lieder in der polyphonen Musik seiner Heimat, und Bischof Bigirumwani aus Ruanda zeichnet als Verfasser mehrerer Bücher, die dem Verständnis für die Liturgie unter seinen Landsleuten dienen sollen.

Doch, von allem anderen abgesehen, werden sie sicherlich ein gewichtiges Wort mitzureden haben, wenn die Fragen der Mission selbst auf dem Konzil besprochen werden. Hier sind ja ihre eigentlichen Sorgen: Der Mangel an Priestern und an

finanziellen Mitteln hemmt ihr Wirken; die erfolgreiche Propaganda der Mohammedaner und die ständige Arbeit der Kommunisten wirkt ihnen entgegen und der maßlose Nationalismus der jungen Staaten droht ihre Arbeit politischen Zwecken dienstbar zu machen.

Wahrscheinlich werden sie vom Konzil keine Patentlösungen mit nach Hause nehmen können. Aber schon das Bewußtsein, Glied der einen Weltkirche zu sein, wird sie für ihre schweren Aufgaben stärken. Und vielleicht wird auch der Kontakt mit ihren europäischen und amerikanischen Amtsbrüdern ihnen ein wenig personelle und finanzielle Hilfe verschaffen, die sie so notwendig zur Meisterung der entscheidungsschweren Situation brauchen, in der ihre jungen Kirchen sich befinden.

Stolzes Zeugnis

Doch, über alle Probleme und Nützlichkeitsgründe hinaus, ist die Anwesenheit dieser schwarzen Bischöfe auf dem II. Vatikanischen Konzil einfach das unwiderlegliche Zeugnis, daß die afrikanische Kirche aus dem Samen, den die Missionare gestreut, trotz aller Rückschläge und aller Enttäuschung langsam zu einem blühenden Baum herangewachsen ist. Die Präsenz dieser Bischöfe ist gleichsam die Bestätigung, daß die oft erfolglos scheinende Arbeit der Missionare, die seit 80 oder 90 Jahren unter unsäglichen Mühen und Opfern das Wort Gottes verkünden, doch ihre Frucht getragen hat.

Nicht als ob die Missionare jetzt überflüssig geworden wären; wird doch — ganz im Gegenteil — nach wie vor nur ein geringer Teil der Missions- und Seelsorgsarbeit von den einheimischen Bischöfen und Priestern geleistet. Aber jedenfalls läßt sich jetzt die Richtigkeit jenes Programmes ablesen, für das Msgr. Daniel Comboni schon auf dem I. Vatikanischen Konzil Propaganda gemacht hatte: Afrika durch Afrika selbst zu bekehren. Je mehr nämlich der eingeborene Klerus sich entwickelt, desto erfolgreicher wird das Missionswerk vorangetrieben werden können. Und wenn heute die schwarzen Bischöfe Afrikas nur ein Viertel des Gesamtepiskopats Afrikas mit seinen 250 Konzilsvätern ausmacht, so ist das doch ein verheißungsvoller Schritt hin zur kirchlichen Selbständigkeit dieses Kontinents, der wie alle anderen dazu berufen ist, die Kirche mit seiner Eigenart und mit seiner Kultur zu bereichern.



Eine Zusammenkunft der afrikanischen Bischöfe in Rom
Kardinal Rugambwa führt den Vorsitz

Das Land der Inkas

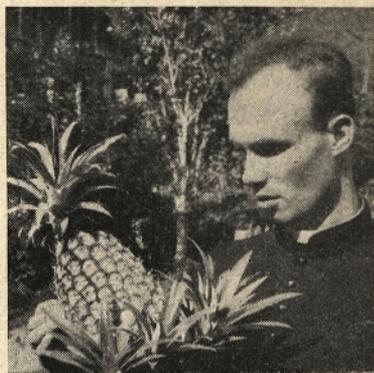
Eine kurze Skizze über Geschichte und Landschaft Perus
von P. H. Gulba

Geschichte

Das heutige Peru setzt sich zum großen Teil aus den Gebieten des ehemaligen Inkastaates zusammen, wo man die bedeutendsten archeologischen Stätten Südamerikas findet: Die Städte des Machupicchu und Chanchan, die Festungen von Sacsahuaman und Paramonga, den Tempel von Chavin und das Heiligtum von Pachacamac — um nur einige zu nennen.
1532 kamen die ersten Spanier

in diese Gegend. In dem weiten Gebiet, welches das Reich der Inkas umfaßte, errichteten sie das Vizekönigreich von Peru. Mit diesem wurden die großen Kolonialstädte Lima, Arequipa, Trujillo usw. geboren. Ihre städtebauliche und religiöse Architektur bieten dem Touristen von heute zahlreiche Beispiele der hohen Kunst, zu welcher die Künstler jener Epoche gelangten.

Am 28. Juli 1821 rief der Nationalheld General Jose de San



P. H. Gulba, Pfarrer in Junin

Martin die Republik aus und setzte damit der fast 300 Jahre währenden Kolonialherrschaft der Spanier ein Ende. Durch die glorreichen Siege der Freiheitskämpfer unter Simon Bolivar bei Junin und Ayacucho (1824 gegen die Spanier, welche die Unabhängigkeit nicht anerkennen wollten) konnte niemand mehr daran zweifeln, daß es den Peruanern mit der Unabhängigkeit vom 28. Juli 1821 ernst war. Von der Größe des vergangenen Peru kann sich der Zeitgenosse in den archeologischen Museen ein Bild machen, da die dort gezeigten Sammlungen in ihrem Umfang erstaunlich sind. Z. B. das „Anthropologische Museum“ in Lima. Die hier ausgestellten Muster der Keramik, der Chimus und Nasca sind einzigartig in der Welt. Die Mumien, die man in den Friedhöfen von Paracas ausgegraben hat, — und ebenfalls hier sehen kann — sind in vielfarbige und feine Stoffe eingehüllt, wie sie der Mensch in keiner Kulturepoche feiner hätte weben können.
Geographie.

Peru ist von Norden bis Süden in einer Länge von über 2000 km von enormen Gebirgsketten durchzogen, in denen etliche Sechstausender hervorragen. Diese natürliche Barriere stellte

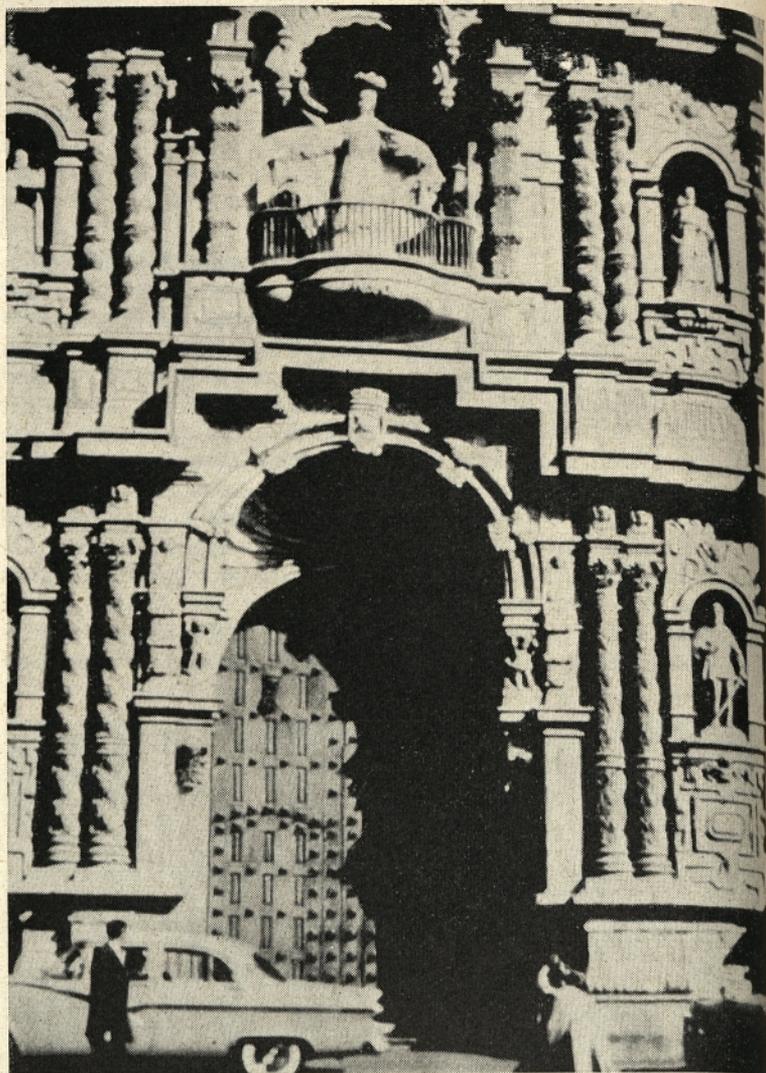


Hier muß man ein guter Fahrer sein

und stellt bis heute das Land vor unsagbare Schwierigkeiten, Verkehrswege zu schaffen. Im letzten Jahrhundert suchte man das Verkehrsproblem durch den Bau von Eisenbahnen — wenigstens in die wirtschaftlich wichtigsten Teile des Landes — zu lösen. Heute baut man unter größten Schwierigkeiten und Anstrengungen und oft nur sehr langsam, Straßen, teilweise bis in die letzten Dörfer. Seit den Dreißiger Jahren kam dann endlich für ganz entlegene und schwer zugängliche Orte das Flugzeug zu Hilfe. Das Luftverkehrsnetz ist gegenwärtig sehr dicht und wird laufend ausgebaut.

Für jene, die herrliche Panoramas suchen, bietet Peru ungezählte Möglichkeiten ob seiner Verschiedenheit von Klima und Landschaft: Die ganze Küstlänge von Ecuador bis Chile in einer Breite bis über 100 km und mehr ist eine einzige Wüste, die nur hie und da von einer Siedlung oder Stadt unterbrochen wird, und wo vielleicht ein Fluß eine Hacienda bewässert, kann man ein bißchen Grün sehen. Fährt man von Lima aus ins Landesinnere, so türmen sich schon nach kurzer Reise die Fünftausender zum Himmel. Und bald, nach kaum 130 km, muß man selbst den 4843 Meter hohen Ticlio-Paß überqueren, um auf der anderen Seite über die 3500 Meter hohe Puna zu fahren. Hat man die weite Puna (eine Hochebene) durchquert, geht es wieder über einen zweiten Gebirgszug von 4000 Metern hinweg, bevor der Abstieg in den Urwald beginnen kann.

Am Ende der Dreißiger Jahre suchten peruanische Straßenbauingenieure einen Durchgang durch die „Blaue Kordillere“, um über Tingo Maria weiter in den



La Merced — Kirche in Lima

Urwald und an den wasserreichen Ucayali vorzudringen, der ein Nebenfluß des Amazonas ist. Man fand lange Zeit keinen Paß, ja man sagte, es gäbe keinen, die „Blaue Kordillere“ sei eine einzige Kette ohne Unterbrechung. So wäre also diese wichtige Straße höchstwahrscheinlich bis heute nicht gebaut worden, wenn man nicht in einem alten Franziskanerkonvent im Innern

des Landes eine Skizze gefunden hätte, die ein ehemaliger Missionar angefertigt hat, der in der Kolonialepoche durch diese Kordillere weiter in den Urwald vorgedrungen war. Auf Grund dieser Reisekarte wußte man nun, daß ein Paß vorhanden sein mußte, den eben jener Missionar gefunden und benutzt hatte. Der etwa 3 Kilometer lange Paß, durch den heute die Straße nach



Der Machupicchu

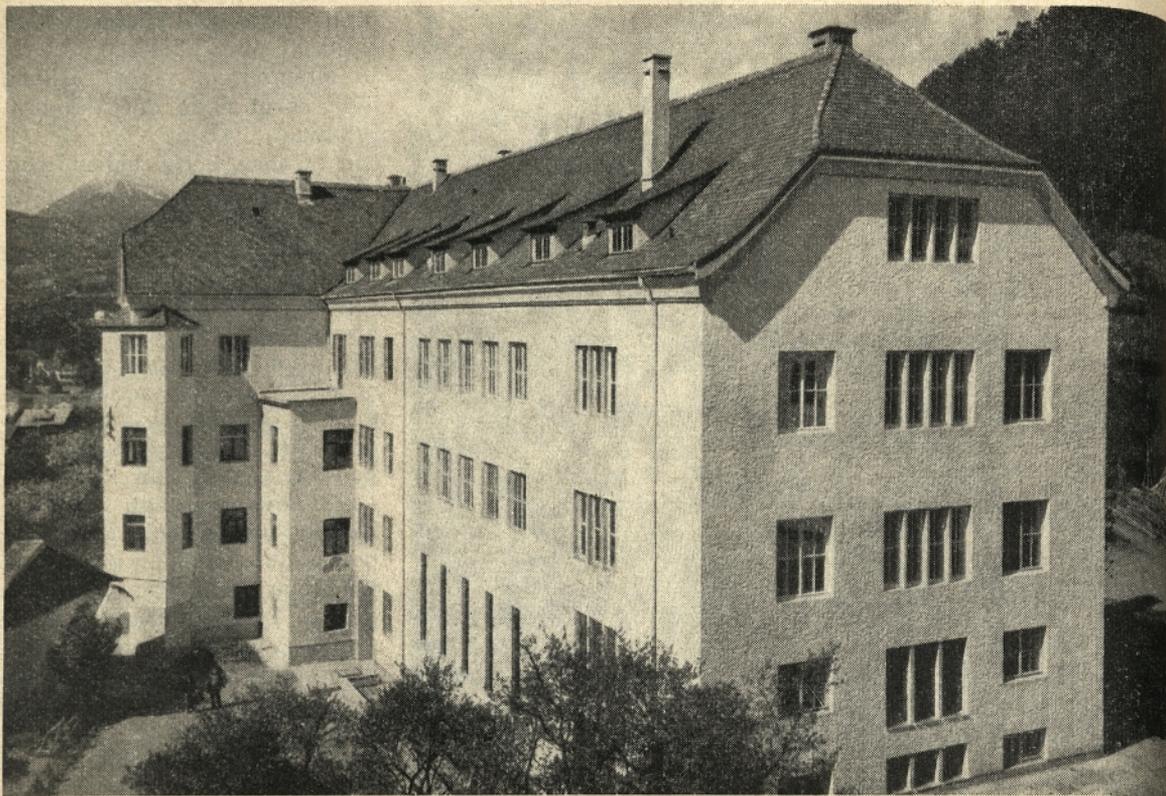
der Stadt Pucallpa führt, ist nach seinem Entdecker genannt. Er heißt: „Boqueron del Abad“ (Durchgang des Padre Abad). Man muß also von Tingo Maria, das selbst schon im Urwald liegt, und ein sehr heißes Klima hat, wieder die „Blaue Kordillere“ hinauf, um dann durch den oben genannten Paß an den Fluß Aguaytia zu gelangen. Über diesen führt die längste Hänge-

brücke Perus, 1942 von den Amerikanern erbaut. Von dort geht es dann die letzten 150 km mehr oder weniger eben durch den Urwald bis Pucallpa. Das ist eine Stadt, die erst in den Dreißiger Jahren gegründet wurde. Auf dem Ucayali spielt sich das ganze Jahr ein reger Schiffsverkehr ab. Hier in Pucallpa endet vorläufig die Straße. Es bestehen zwar Pläne, die

Straße bis an die knapp 100 km entfernte brasilianische Grenze weiterzuführen, aber bislang fehlt es noch an der Verwirklichung.

Die Straßen Perus haben trotz ihres fragwürdigen Zustandes noch den Ruf, eine von den besten Südamerikas zu sein. Dabei hat gerade Peru mit den schwierigsten landschaftlichen Verhältnissen fertig zu werden: Wüsten, hohe Gebirge, tiefe Abgründe, breite Wasserläufe, tropischer Urwald. Es scheint unglaublich, daß ein Peruaner, der von Lima nach San Ramon in 10 Stunden reist, sich von Meereshöhe bis fast 5000 Meter begeben muß, um dann wieder auf 600 Meter abzustiegen und dabei größte Temperaturunterschiede erlebt. Von 30 Grad in Lima über einige Minusgrade auf dem Ticlio-Paß und wieder über 30 Grad in San Ramon.

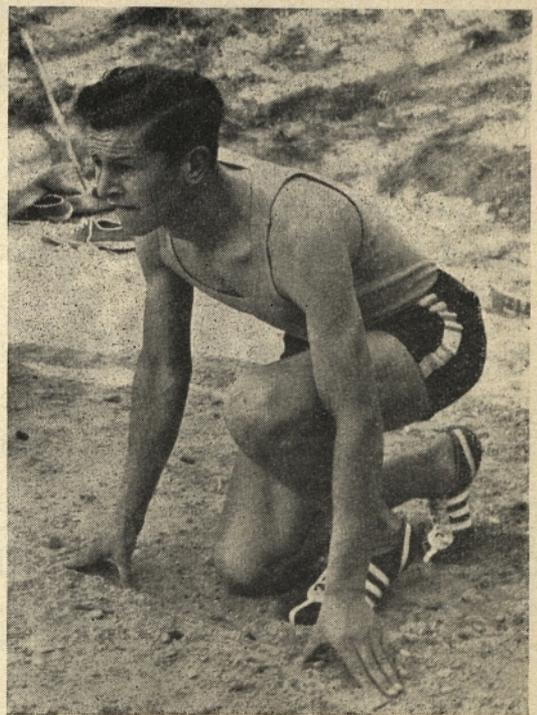
Sucht jemand die Spuren der Vergangenheit, so findet er in Peru unvergeßliche archaische Reste in der Natur und in den Museen. Die Verschmelzung abendländischen und eingeborenen Wesens kann man in den Menschen, der Architektur, des Städtebaues und der Kunst sehen. Desgleichen in dem Reichtum der Gebräuche der Bergbevölkerung. Überall kommen spanische Elemente zum Durchbruch. Aber es fehlen auch nicht typische Eingeborenensiedlungen. Hier findet man originelles Brauchtum, das seine Wurzeln bis in legendäre Vorzeiten der Inkas erstreckt. Man kann eine Reihe kleinerer Dörfer mit herrlichen Kirchen und eigenen Sitten entdecken. Wer aber einfach nur den Kontakt mit der großen Vielfalt der Naturschönheiten sucht, findet in Peru mehr als in irgend einem anderen Land der Erde.



Herz Jesu Missionshaus Milland/Brixen



Eine nette Anzahl froher Buben aus dem echt katholischen Tirol studiert in unserem Missionshaus. Sie sind die klare und weite Sicht ihrer heimatischen Berge gewohnt. Ein fester Wille gehört dazu, den Gipfel eines Berges zu erklimmen. Das wissen diese Jungen. Sie wissen aber auch, daß froher Mut, Ausdauer, Vertrauen und guter Wille dazugehören, den erhabenen Gipfel des Priestertums und Missionsberufes zu ersteigen. Gott gibt seinen Segen!



„Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“

☞ Wer immer mit Offenheit und Bedacht die Evangelien liest, dem erschließt sich mehr und mehr die umfassende Großartigkeit der Liebe des Herzens Jesu.

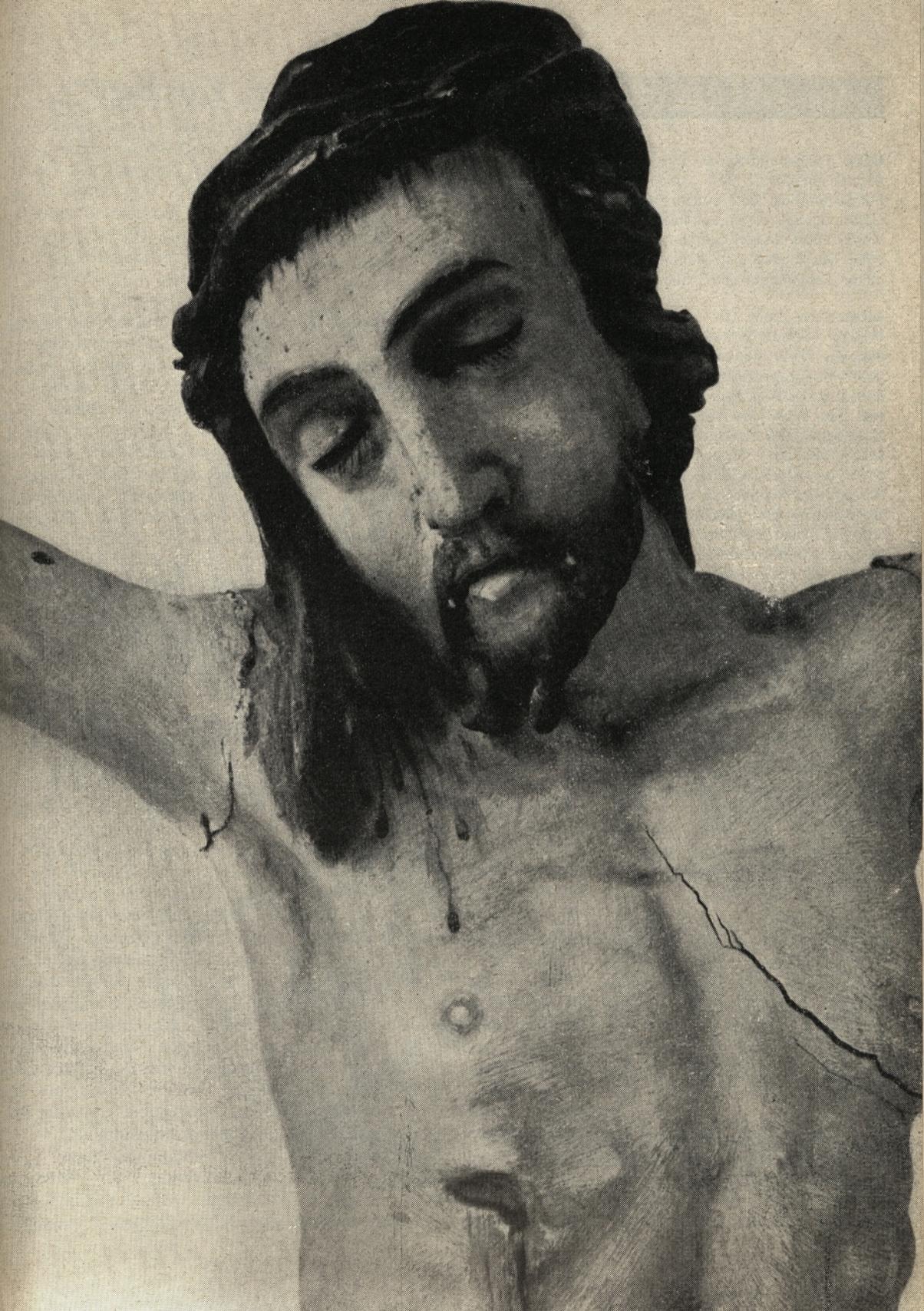
☞ Immer wieder wird da berichtet, wie Jesus, von Mitleid bewegt, den Menschen in ihrer irdischen Not zu Hilfe kommt; wie er etwa den Lazarus aus dem Bereich des Todes ins Leben zurückruft (Joh 11) oder wie er die Hungrigen auf wunderbare Weise speist (Joh 6,1-13).

☞ Die Liebe, die Jesus hier im natürlichen Bereich einigen Wenigen schenkt, ist freilich nur Vorbild und Zeichen jener größeren Liebe, die er allen Menschen erweisen will: Alle sind sie ja dem Tode verfallen und können nur durch IHN das ewige Leben erhalten (Joh 5,24), und alle sind sie hungrig und verlangen – wissend oder unwissend – nach jenem geistigen Brote, das Jesus allein spenden kann (Joh 6). Er liebt sie ja auch alle und offenbart diese umfassende Liebe seines Herzens bei der Durchbohrung am Kreuz. Hier erweist er sich als der gute Hirt, der für alle seine Schafe sein Leben eingesetzt (Joh 10), und als Heiland der Welt (Joh 3,17) der aus Liebe zu allen in den Tod geht (Joh 15,13). Aus seinem Sterben wird für die Welt das ewige Leben geboren (Joh 3,14), und weil er sich in den Tod hineingegeben, kann er für alle zum Brot des Lebens werden (Joh 6,51).

☞ Das ist der eigentliche Gipfel der Liebe Jesu, daß er für alle Menschen stirbt, ja noch mehr: Daß er für jeden Einzelnen stirbt, denn jeder kann das Wort des heiligen Paulus für sich nachsprechen:

„Er hat mich geliebt
und sich für mich hingegeben“

(Gal 2,20).



erfolgt. Bereits in den Jahren 1956—60 wurden 20 Missionare ausgewiesen, neue Einreiseerlaubnisse verweigert. 1957 wurden die Schulen verstaatlicht, darunter auch 350 katholische Missionsschulen mit 31 000 Schülern. Die Erteilung christlichen Religionsunterrichtes in den Staatsschulen wurde untersagt, der Koranunterricht eingeführt.

Die „andere Macht“

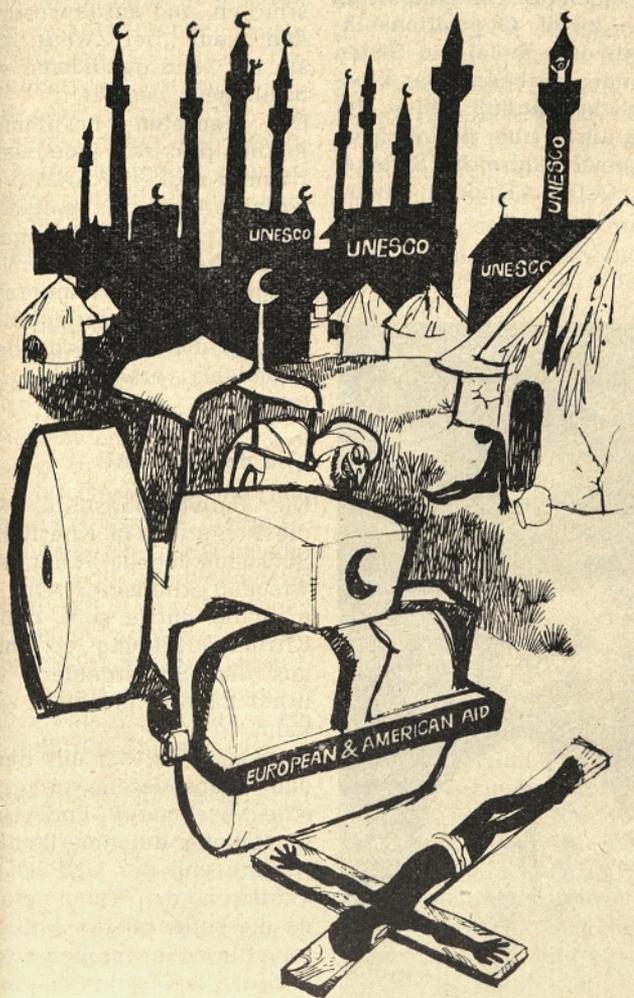
Es gibt allerdings noch eine andere Macht im Sudan. Die Gewerkschaften, die 1946 von der britischen Labour-Regierung zugelassen wurden, gerieten schon bald danach unter kommunistische Kontrolle. 1948 erfaßten sie mit 100 000 Mitgliedern schon etwa die Hälfte der nichtlandwirtschaftlichen Arbeitnehmer. Darunter befand

Aus aller Welt

Uganda. Neulich wurde in der Stadt Mbale in der Ostprovinz Ugandas das Gebäude des neuen St.-Augustin-Sozialzentrums, das von den Gral-Frauen geleitet wird, feierlich eröffnet und eingeweiht. Die Weihe nahm der Diözesanbischof Johannes Greif, ein Südtiroler, vor. Fast drei Viertel der Kostensumme des Baues, der von Brudermissionaren von Mill Hill ausgeführt worden war, hatte Bischof Greif aufgebracht. Die westdeutsche Regierung hat mehr als ein Viertel der Kostensumme beigetragen. Bei der Einweihungsfeier zollte Dr. Sarrazin, Botschafter der Deutschen Bundesrepublik in Uganda, der „wunderbaren Arbeit“, die der Gral in Mbale in verschiedenen sozialen Tätigkeiten für die Frauen und Mädchen leistet, volle Anerkennung. Das St.-Augustin-Sozialzentrum in Mbale hat sich die Aufgabe gestellt, der Jugend aller Rassen und Konfessionen ein Heim für gesunde Freizeitgestaltung zu bieten, als Bildungszentrum für Frauen- und Jugendclubs zu dienen sowie Studienwochen und Führungskurse abzuhalten.

Südvietnam. Zwei neue Übersetzungen des Neuen Testaments in modernes Vietnamesisch wurden neulich veröffentlicht. Die eine stammt von einem vietnamesischen Priester, H. H. Trans Viet Huan, die andere von einem kanadischen Redemptoristen, P. Gerard Gagnon, der allgemein als hervorragender Kenner der vietnamesischen Sprache gilt. Interessant ist, daß von den 5000 Exemplaren der ersten Auflage die Hälfte von Protestanten gekauft wurde, obwohl diese schon seit langer Zeit ihre eigene Übersetzung der ganzen Bibel haben. Die protestantische Übersetzung, in einem ziemlich einfachen Stil verfaßt, wurde in Schanghai gedruckt. Viele katholische Priester benutzen sie.

Italien. Der Führer der italienischen Sozialdemokraten, Saragat, ist mit 63 Jahren in die katholische Kirche aufgenommen worden und hat seine erste hl. Kommunion empfangen.



Die Aufschrift der Dampfwalze: Europäisch-Amerikanische Entwicklungshilfe

Aus aller Welt

Formosa. Die Katholikenzahl auf der Insel Formosa hat sich in den vergangenen zehn Jahren verzehnfacht. Im Jahre 1952 gab es auf der Insel nur 20 112 Katholiken. Im Juni vergangenen Jahres betrug die Katholikenzahl bereits 219 214. Besonders beachtlich ist die große Zahl der Erwachsenentaufen. Im vergangenen Jahr konnte 17 842 Personen das hl. Sakrament der Taufe gespendet werden. Der Insel Formosa kommt die Vertreibung so vieler Missionare aus dem kommunistischen China zugute, die zum Teil auf Formosa ein neues Arbeitsfeld gefunden haben.

Kongo. Nach Schätzungen der kongolesischen Nachrichten-Agentur gibt es in ganz Afrika 100 Millionen Analphabeten. Diese Zahl schließt nicht die Kinder ein; den größten Teil stellen die Frauen.

sich die 25 000 Mann starke Eisenbahnergewerkschaft, die mit der Nilschiffahrt praktisch den gesamten Verkehr kontrolliert. Den eindrucksvollsten Erfolg errangen die Kommunisten bei den 29 000 Siedlern des staatlichen „Gezira“-Schemas, wo es keine Feudalherren gibt, die Bauern den höchsten Lebensstandard im ganzen Niltal haben und Streiks sich ausschließlich gegen die Regierung richten. General Abbud bestand auch hier eine Kraftprobe. Nach einem einwöchigen Eisenbahnerstreik wurden zwölf Oppositionsführer nach dem äußersten Süden des Landes verbannt. Der kommunistische Einfluß unter der Jugend dürfte aber im Wachsen sein, zumal zahlreiche Sudanesen in Ostblockländern studieren.

Das neue Missionsgesetz

Das neue Missionsgesetz trat im November 1962 in Kraft. Jüngst folgten Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz.

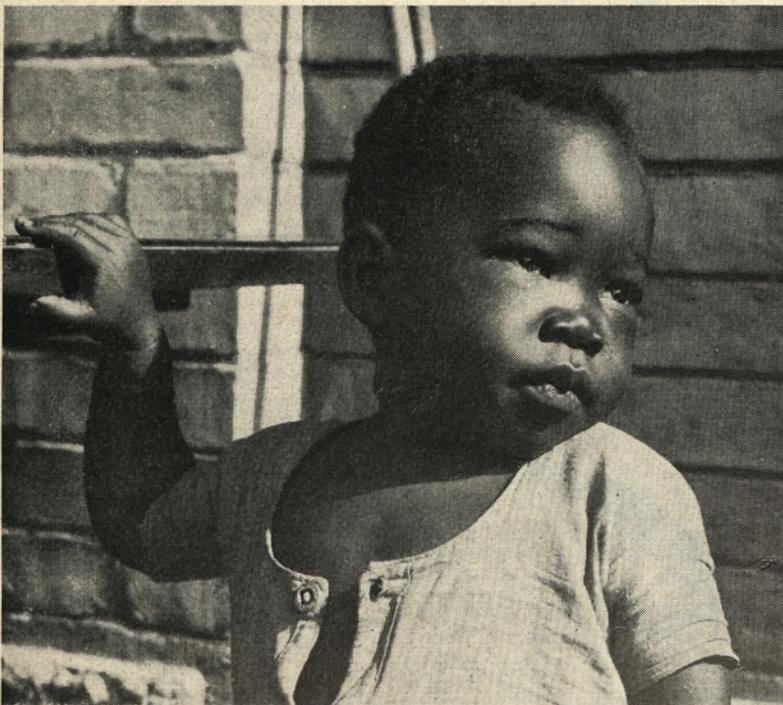
Kinder unter 18 Jahren dürfen nur mit der in Gegenwart eines Beamten schriftlich abgegebenen Einwilligung der Eltern getauft oder christlich erzogen werden (bei 80 bis 90 Prozent Analphabeten). Ferner: Missionare dürfen nur in begrenzten Gebieten tätig sein, keine Beschwerden an die Botschaften ihrer Länder schicken, und ausgewiesen werden, wenn „der Zweck, zu dem sie ins Land gekommen waren, nicht mehr besteht“.

Die neuesten Bestimmungen machen praktisch jede missionarische Tätigkeit (caritative und soziale Arbeit, Propaganda jeder Art, Ausbesserungen an Missionsgebäuden und Versetzungen von Missionaren) von einer Regierungserlaubnis abhängig, die ohne Angabe von Gründen verweigert werden kann.

Und der Westen?

Die Entwicklungshilfe, welche die Regierung in Khartum dem Südsudan zugeordnet hat, ist vorwiegend schulischer Art. Bisher einmalig dürfte sein, daß eine Kirchenverfolgung so indirekt aus den Steuergeldern christlicher Länder finanziert werden kann.

Deswegen hat der aus dem Sudan ausgewiesene, amerikanische Missionar P. Enderizzi die Einstellung der amerikanischen Kredite und der UNESCO-Subvention an den Sudan gefordert, da die sudanesischen Militärdiktatur diese Finanzhilfen zur Ausbreitung des Islam und der Verfolgung christlicher Missionare benütze.



Und die unschuldigen Kinder im Süd-Sudan?

Der sudanesische Arbeitsminister Sayed Ziada Arbab bezifferte die im sudanesischen Zehnjahres-Plan vorgesehenen Investitionen mit 687 Millionen Pfund Sterling. Namentlich dankte der Minister ausschließlich der Sowjetunion. Der sudanesischen Diktature-

gierung wird es jedenfalls nicht schwer fallen, angesichts solcher ihm von Ost und West zur Verfügung gestellten Mittel, das angestrebte Ziel der Vernichtung der christlichen Gemeinden im Südsudan zu erreichen —, wenn ihr niemand dabei in den Arm fällt.

Weltunion katholischer Frauenorganisationen protestiert

Während neulich die Kommission für die Menschenrechte in Genf ihre 19. Sitzung abhielt, traf ein Memorandum von der Weltunion katholischer Frauenorganisationen bei ihr ein. Darin kommt die religiöse Intoleranz der sudanesischen Regierung gegenüber den christlichen Religionsdienern und Einrichtungen im Süden des Landes zum Ausdruck. Hier die Einleitung zu diesem Memorandum:

Wie bekannt ist, besteht der Sudan aus zwei sehr verschiedenen Landesteilen. Der nördliche Teil umfaßt zwei Drittel des nationalen Gebietes und auch zwei Drittel, rund 11 Millionen, der Gesamtbevölkerung des Landes. Dieser Teil ist praktisch vollständig mohammedanisch. Die südliche Region wird von drei oder vier Millionen Menschen der schwarzen Rasse bewohnt. Sie sind im wesentlichen Animisten (Heiden), in die aber dem Christentum ein tiefer Einbruch gelungen ist.

Die staatlichen Kommandostellen befinden sich vollständig in den Händen der Moslems des Nordens. Seit mehreren Jahren ist es das erklärte Ziel der Regierung, zu einer umfassenden Vereinheitlichung des Landes zu gelangen. Dem Süden wird die Sprache, Religion und das Brauchtum der Araber aufge-

zwungen. Es handelt sich also nicht nur um eine religiöse unterschiedliche Behandlung, sondern auch um eine ausgesprochene rassistische Aussonderung. Trotz ausdrücklicher Erklärungen von Regierungsstellen anlässlich der Erlangung der Unabhängigkeit des Landes und der Verkündigung der Verfassung, zielt man darauf ab, alle Besonderheiten des Südens umzuformen und sie unter Zwangsmaßnahmen jeglicher Art den Anschauungen und dem Lebensstil der Bevölkerung des Nordens anzugleichen. Die am deutlichsten zutage tretende Folge dieser Politik ist die Anwesenheit mehrerer Zehntausender von sudanesischen Flüchtlingen in Uganda, im Kongo, in Tschad, in der Zentralafrikanischen Republik, in Äthiopien, Kenia und Tanganjika. Nach Information aus verlässlicher Quelle soll es weitere 30 000 Häftlinge in den Kerkern des Südsudan geben, fünfmal so viele als zur Zeit der Kolonialverwaltung."

Die Kommission für Menschenrechte in Genf diskutiert zur Zeit über das Problem der religiösen Intoleranz. Sie soll durch das Dokument hingewiesen werden auf die Behandlung, welche den Christen des Südsudan zuteil wird, die über eine halbe Million Anhänger zählen, von denen etwa 400 000 Katholiken sind.

Dänemark. Die Zisterzienserschwestern auf Schloß Sostrup in Dänemark haben eine Bar-Lizenz beantragt. Sie möchten in einem Touristenheim, das sie in einem Teil des Schlosses eröffnet haben, Erfrischungsgetränke ausschenken.

Formosa. Bischof Stanislaus Lokung von Tainan hielt im protestantischen „Theological College“ seiner Residenzstadt vor rund 30 protestantischen Geistlichen und über 200 Studenten und führenden Laien einen Vortrag über das 2. Vatikanische Konzil. Alle hörten aufmerksam zu und bekundeten großes Interesse für die Lichtbilder übers Konzil, die nach dem Vortrag gezeigt wurden. Am Ende der Veranstaltung bat Rev. Huang, der Rektor des Kollegs, den katholischen Bischof, den Anwesenden den Segen zu erteilen. In einem Bericht über dieses Ereignis unterstrich die Zeitung von Tainan die herzlichen Beziehungen, die heute zwischen katholischen und protestantischen Kirchenbehörden bestünden.

Vatikan. Der Heilige Vater segnete am 18. März den Grundstein des Missionsseminars, welches das Päpstliche Institut für Auswärtige Missionen von Mailand in Sottos il Monte, neben dem Geburtshaus des Papstes, erbauen wird. Papst Johannes richtete an die Versammelten, nachdem er das Plastikprojekt des Baues bewundert hatte, eine Ansprache, in der er seine lebhafteste Anteilnahme an den Werken der Missionare bekundete. „Ihr begreift daher“, fuhr er fort, „welche Freude die Nachricht vom Bau eines Missionskollegs in Sottil Monte in Unserem Herzen ausgelöst hat“.

Südafrika. In Südafrika wird die CAJ immer stärker. Sie umfaßt gegenwärtig 120 sehr aktive Stationen; dies gab der CAJ-Präsident der Region Durban bekannt. Am Beispiel dieser Diözese wies er auf das rapide Ansteigen der CAJ-Aktivität in den letzten Jahren hin.

Kanada. P. Marvin Fox OMI ist der erste Priester aus dem Stamme der Blut-Indianer. Am 23. Februar d. J. erhielt er in der Kirche des Kollegs in Edmonton aus den Händen des Bischofs Francis Patrick Carroll von Calgary die Priesterweihe. Das Gotteshaus, obwohl das größte des ganzen Indianerreservats, konnte die Gläubigen nicht alle fassen. Die katholischen Indianer waren vollzählig vertreten. P. Marvin stammt aus einer tieffrommen Indianerfamilie. Sie und der ganze Indianerstamm sind stolz auf den ersten Priester aus ihren Reihen. Die Blut-Indianer, wie sie genannt werden, gehören zur Gruppe der Schwarzfuß-Indianer. Unter den blutigen Kämpfen im vergangenen Jahrhundert hatten sie verhältnismäßig wenig zu leiden.

Mehr Platz für Bambergers Theologiestudenten

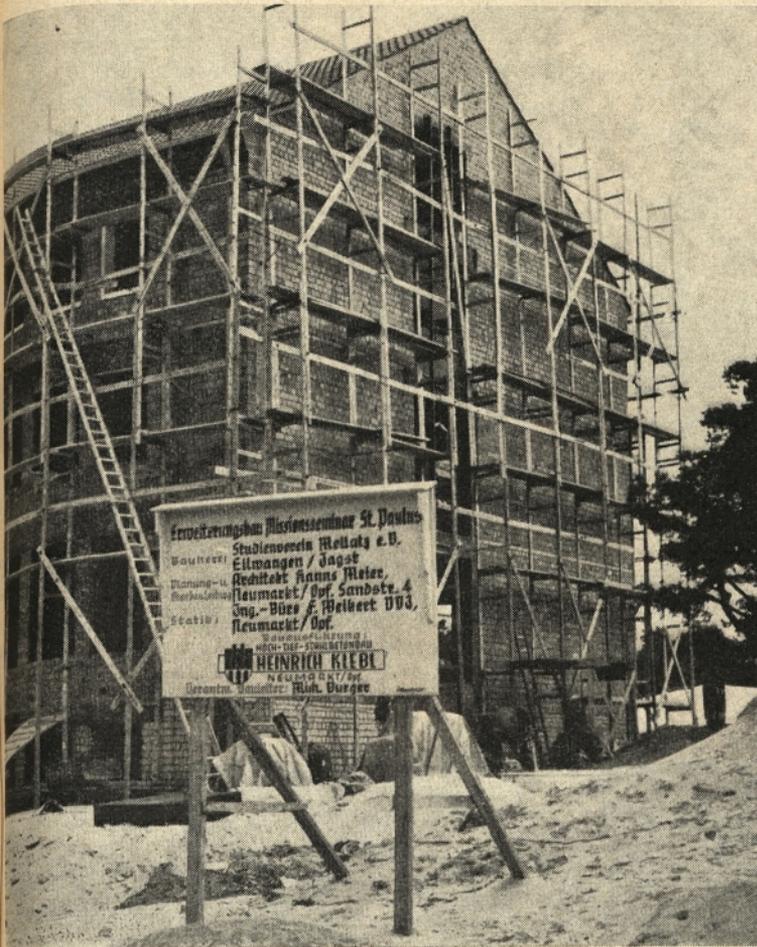
Schon bald nach der Gründung unseres Scholastikates in Bamberg zeigte sich, daß unser bisheriges Haus zu klein war. Da in den letzten Jahren der Rummangel immer spürbarer wurde, setzte in verstärktem Maße eine Suche nach Abhilfe ein.

Dieses Frühjahr nun bot sich plötzlich eine günstige Gelegenheit. Dank der großen Aufmerksamkeit unseres Pater Rektors wurde uns ganz in der Nähe unseres jetzigen Heimes ein großes Haus angeboten. Pater Generalsuperior stimmte zusammen mit seinem Rat dem Kauf zu.

Das neuerworbene Gebäude ist ein herrschaftliches Palais. Es liegt günstig und läßt zu romantischem Ausblick auf die Schönheiten der alten Kaiserstadt Bamberg ein.

Jetzt haben wir Platz für viele Studenten. Hoffen wir, daß sich viele Volksschüler finden, in unsere Knabenseminare in Ellwangen, Bad Mergentheim oder Neumarkt/Opf. einzutreten und dann nach bestandem Abitur mit uns in Bamberg Philosophie und Theologie zu studieren.





Neubau in Neumarkt/Opf.

Eine hoffnungsvolle Entwicklung nahm unser Knabenseminar in Neumarkt/Opf. seit der Einweihung des ersten Bauabschnittes am 17. Juli 1957. Für die 70 Buben ist das bisherige, schöne Gebäude schon zu klein geworden. Man entschloß sich nun, den von Anfang an eingeplanten Erweiterungsbau in Angriff zu nehmen. Am 12. Juni 1962 war es so weit. Richtfest konnte noch im November gefeiert werden. Seit Weihnachten arbeiten unsere Brüder mit Eifer am Neubau. Inzwischen wurden auch die Installations- und Stuckarbeiten vorangetrieben. Bis zum Schuljahresbeginn im September hoffen wir, mit unseren 80 Buben auch in den Erweiterungsbau einziehen zu können. Das Seminar ist geplant für 100 bis 110 Jungen. Wir haben noch Platz! Willst du ein eifriger Missionar werden, dann komme zu uns ins Missionsseminar St. Paulus in Neumarkt/Opf. Ein herzliches „Vergelt's Gott!“ allen, die uns durch ihre Spenden bei diesem Bauunternehmen helfen.

Niederlande. Die Miva (Missions-Verkehrs-Aktion) hat ihre Jahreslotterie mit einer Pressekonferenz in Amsterdam eröffnet. Bei den Konzilsvätern will die Miva vorfühlen, ob bei den Missionsbischöfen Interesse besteht an Flugzeugen, da in manchen Gebieten der Einsatz von Flugzeugen sehr vorteilhaft sein kann.

Indien. Indische Liturgie in der Volkssprache. Zum erstenmal in Indien wurde ein Teil des kirchlichen Stundengebets in Hindi gesungen. Der aus der Erzdiözese Paderborn stammende Pater Wilhelm Wüllner stimmte bei der Festfeier zur Einweihung der neuen Kapelle des Priesterseminars in Poona den Gesang in der Volkssprache an.

Algerien. P. Vinzens Therer, der aus Namur in Belgien stammte und einige Jahre in Algier wirkte, verfaßte mit 31 anderen Priestern einen Aufruf an die algerischen Katholiken zu Friedfertigkeit und Brüderlichkeit mit den Mohammedanern. Wenige Tage später wurde er, nachdem er gerade die Heilige Messe zelebriert hatte, vor seiner Kirche von Terroristen umgebracht.

Tanganjika. In Tanganjika unterhalten die katholischen Eltern 67 Schulen. Im Rahmen eines Selbsthilfeprogramms haben sich die Katholiken der Diözese Moshi bereit erklärt, diese Schulen zu schaffen und zu unterhalten. In manchen Gebieten legen sich die Katholiken für jedes Pfund Kaffee eine Steuer zugunsten des Schulprojektes auf.

Deutschland. Nach einer Unterbrechung von nahezu 1000 Jahren wurden in der St.-Ludwigs-Kirche in Nürnberg am 17. März fünf Diakone des Bamberger Priesterseminars zu Priestern geweiht. Die Weihehandlung nahm der Erzbischof von Bamberg, Dr. Josef Schneider, vor. Die katholische Bevölkerung Nürnbergs nahm regen Anteil.

Afrika ruft dich!

Glaubst du auch einmal Arbeiter zu sein im Ackerfeld Christi und den Glauben an Ihn zu künden, so vielen Heiden, dann bedenke, der Weg ist nicht leicht, der dir bevorsteht. Es ist ein Weg des kühnen Einsatzes und des Verzichtes. Du fühlst dich manchem Abenteuer gewachsen. Warum nicht der ganze Einsatz für Christi Sache? Für diesen kühnen Schritt braucht es viel Arbeit an dir selbst. Fürchtest du das Wort „Verzicht“

oder glaubst du, man soll gar nicht darüber reden? Du sagst „wir junge Menschen“ sind heute ganz anders. Ich meine nicht Verzicht auf die Zigarette, auf Film und Auto; ich weiß, darüber bist du ja schon hinaus. Du weißt wirtschaftlich und sparsam mit deinem Gehalt und deiner Freizeit umzugehen. Ich weiß aber auch, daß ihr jungen Menschen bereit seid, Opfer zu bringen.

Es geht hier um mehr. Es soll

dir nur klar sein, dein begeisterter Einsatz ist ein steiler Weg. Nur Menschen, die das Leben bejahen und mit beiden Füßen in der Welt stehen, sind dazu brauchbar. Du mußt Christus verwirklichen. Das heißt „Dein Wollen in Christus umgestalten“. Alles in seine Hand legen! Oft wollen wir nicht auf unser eigenes Vorhaben verzichten und es nicht eintauschen mit dem Dienst am Menschen. Deine Arbeit ist: frei werden von allem, frei werden für Gott! Dann strahlt aus dir Glück und Freude, die Freude, welche die Welt nicht geben kann. Denk missionarisch! Durch deinen Einsatz für Christus kannst du alles werden. Sr. Marietta





Die Schwarzen sehen rot

Immer mehr Studenten aus Afrika und Asien kehren dem Ostblock enttäuscht den Rücken. Der Skandal von Sofia am 12. Februar — die Massenauswanderung afrikanischer Studenten aus Bulgarien — war kein Einzelfall. Viele junge Afrikaner verlassen Prag, Warschau, Moskau und Leipzig, verzichten auf großzügige Unterstützungen und wollen lieber im „Westen“ weiterstudieren. Der schwarze Tag in Bulgarien war nur das auffälligste Zeichen dafür, daß der Ostblock im Wettlauf um die Gunst der Farbigen immer mehr ins Hintertreffen gerät.

„Ich komme aus Moskau“, erzählt William Appleton aus Liberia, „weil ich damals glaubte, die Lumumba-Universität für die farbigen Studenten in Moskau diene dem Fortschritt und unserer Ausbildung. Aber ich merkte, daß wir nur als Werkzeuge des Kommunismus benutzt werden sollten...“

Der Südrhodesier Ernest Kachito wollte nicht in Prag bleiben. Er studiert jetzt in Tübingen. „Nur die Verräter fühlen sich dort drüben glücklich. Alle Afrikaner dort denken wie ich“, sagte er. „Gehen wir aus dem Hause, dann müssen wir fürchten, beleidigt oder angepöbelt zu werden. ‚Nigger‘, das Wort verfolgt uns auf der Straße, im Bus und wo immer wir uns zeigten.“

2700 Farbige aus Entwicklungsländern studieren in Ostblockstaaten. Alle werden von parteiergebenen heimischen Studenten „betreut“. Aber die jungen Afrikaner wollen lernen, für sich und ihr Land. Sie wollen sich nicht zu Agenten des Kommunismus ausbilden lassen.

Und du junges Mädchen! Gott braucht dich als sein erhabenes Werkzeug. Dein schwarzer Bruder und deine schwarze Schwester warten auf deine echte, helfende Liebe.

Komm und folge dem Anruf Gottes! Melde dich bei den Franziskanerinnen in Graz-Eggenberg/Osterreich.

Zu den Bildern: Sr. Floriana mit einem kleinen Erdenbürger. Die Schwester arbeitet auf der Missionsstation „Sand River“, auf der ein neues Hospital erbaut wurde.

Bischof Reiterer freut sich über jede wertvolle Schwesternhilfe in seiner Diözese.

P. Angerer unterrichtet wißbegierige Negerkinder. Sie kommen oft weite Strecken aus dem Busch und finden verstehende Liebe und Hilfe bei den Schwestern und Missionaren.



Koko und Poko

Schwester Abundanzia ist schon lang in Afrika und betreut am Hospital einen großen Krankensaal.

Koko, Poko, diesen beiden, die an keiner Krankheit leiden, werden ihr heut zugeteilt, weil die Arbeit drängt und eilt.

Alle Kranken, die sie hätten, seien heute umzubetten. Zu dem Zwecke schleppet man frische Leintücher heran.

Bruder Vinzenz, dieser Arme, hat Beschwerden mit dem Darne, und er hats schon ein paar Tage, und es macht ihm viele Plage.

Koko aber denkt verstockt, was ihm dieser eingebracht, und so legt er, gar nicht nett, einen Reißnagel ins Bett.

Dann bezieht er frisch die Kissen, und der Bruder steigt beflissen wieder in das Bett zurück; doch er hat damit kein Glück.

Kaum legt sich der Bruder nieder, geht ein Reiß durch seine Glieder, und wie ein geölter Blitz schnell er auf von seinem Sitz.

Diesmal ist es nicht der Darm, der verursacht ihm den Harm. Vielmehr scheint es ihm ein Stich, der ihn quält so fürchterlich.

Schwester Abundanzia ist sofort zur Hilfe da. Und gemeinsam suchen sie nach dem wo und was und wie.

Und als sie den Nagel sehn, können alles sie verstehn. Und die Schwester ist erschüttert, und sie zittert ganz erbittert.

Und sie sagt aus voller Brust: „Bruder, wenn ich das gewußt!“ Dieser zieht sich eilends an und läuft fort so gut er kann.

Und er rennt durch alle Stuben, um zu finden die zwei Buben. Doch die zwei sind längst verschwunden, und sie werden nicht gefunden.



Merkwürdiges Afrika

Genießbares

Eine gelegentliche Gabe der Natur bilden Heuschrecken, die im übrigen eine Landplage sind. Sie sind aber sehr nahrhaft und haben einen ausgezeichneten Geschmack. Manchem kommen sie vor wie Krabben oder Krebse, oder auch wie geröstete Kastanien. Man verzehrt sie halb geröstet sogleich, oder dörst sie völlig in heißer Asche und hebt sie für künftigen Bedarf auf.

Auf gewissen Bäumen und Sträuchern leben große Raupen, die von afrikanischen Eingeborenen noch weit mehr geschätzt werden als Heuschrecken.

Viele dornbesetzte Büsche schwitzen eine Art Gummi von zuckersüßem Geschmack aus. Man kann ohne Schaden ziemliche Mengen von diesem „afrikanischen Kaugummi“ zu sich nehmen.

Am Nyassasee kann man zu-

weilen dichte Wolken über dem Wasser sehen. Sie sind weder Nebel noch Rauch, sondern Milliarden kleiner Mücken. Die Eingeborenen dieser Gegend fangen mit großen Flugnetzen diese winzigen Insekten während der Nacht. Dann backen sie dicke Kuchen daraus, die Millionen von Mücken enthalten. Ein solcher Mückenkuchen ist zoll dick und so groß wie ein Suppenteller. Er ist schwarz und schmeckt wie gesalzene Heuschrecken oder wie Kaviar, also durchaus nicht übel!

Sitten und Unsitten

Alle wenig bekleideten Afrikaner pflegen ihre Haut mit Fett einzureiben, was die übermäßige Schweißbildung hemmt und gewissermaßen einen Bekleidungsersatz darstellt.

Belebte Menschen gelten bei den Afrikanern als schön und würdevoll. Vor allem sollen Fürsten und Häuptlinge dick sein.

Die Baschindschi feilen ihre Zähne spitz zu, was ihnen ein greuliches Aussehen gibt. Selbst das Lächeln junger Mädchen läßt an Krokodilsrachen erinnern.

Die gewöhnliche Begrüßung bei den Frauen der Batocka ist ein langgezogenes Geheul mit Händeklatschen. Die Männer klopfen an ihre Hüften. Wollen die Männer sich aber besonders höflich erweisen, so werfen sie sich auf den Rücken, strecken Arme und Beine in die Höhe, wollen sich von einer Seite auf die andere und schreien aus vol-

ler Kehle: „Kinabomba- Kinabomba!“

Bei den Banjani befehlen von rechtswegen die Frauen. Die Männer haben zu gehorchen. Wenn ein fremder Reisender einen Mann ersucht, ihm als Wegweiser zu dienen, muß der eingeborene Mann erst seine Frau um Erlaubnis bitten.

Aberglaube

An diesem Ubel leidet die gesamte afrikanische Heidenwelt.

Die Banyai schießen keinen ihrer vergifteten Pfeile auf Löwen, Leoparden oder Hyänen. Sie glauben nämlich, daß die Seelen verstorbener Häuptlinge in die Raubtiere fahren, und daß selbst ein noch lebender Häuptling vorübergehend die Gestalt eines Löwen annehmen könne, um Leute zu zerreißen, denen er feindlich gesinnt ist. Ein Löwe wird daher wie ein Häuptling mit Händeklatschen begrüßt.

A. C a g o l



Kitsch und Kunst im Christenleben

Maßgeblich für ein Kunstwerk ist in erster Linie die zur Gestaltung drängende wahre Idee im Geist des Künstlers. Wird der Künstler diesem seinem geistigen Inbild in irgendeiner Weise untreu, kommt es unweigerlich zu Kitsch. Natürlich muß auch die musische Begabung und das handwerkliche Können vorhanden sein. Der Mangel an handwerklichem Können ist aber meist nicht Kitsch begründend.

Die Hauptwurzel des Kitsches scheint tatsächlich im Inbild des Künstlers selbst zu liegen. Leistet er sich innerlich einen Erlebnisschund, oder ist er zu einer bewußten Verfälschung bereit, dann kommt es auch im Kunstwerk zum Kitsch als Schund oder Lüge. Hier bestätigt sich dann auch die Behauptung, daß der Kitsch eine unmittelbare Gefahr für den Glauben darstellt. Kitsch kann immer unwahrhaftig, ehrfurchtlos oder schamlos sein.

Unwahrhaftigkeit

Betrachten wir das Bild: „Das Jesuskind im Tabernakel.“ Es handelt sich also um den im Tabernakel gegenwärtigen, eucharistischen Christus. Diese Darstellung weist einen Riß auf. Die Wirklichkeit ist nicht angemessen wiegergeben; denn der Inhalt des eucharistischen Geheimnisses ist nicht der menschgewordene Gottessohn, sondern der geopferete, gekreuzigte Erlöser. Diese, die Glaubenslehre verfälschende Ungenauigkeit ist aber nicht unmittelbar kitschbegründend. Unmittelbar schuld ist der kleine Lockenkopf. Die eucharistische Liebesgegenwart des Herrn verlangt mit Ergreif-

fenheit und Rührung aufgenommen zu werden. Eine bildliche Darstellung dieses Geheimnisses soll also dazu veranlassen. Solch ein nettes Kindlein kann dies aber nicht. Es spricht aber nun einmal, und an sich mit Recht, den Beschauer, besonders ein normales Frauen- oder Kinderherz, beglückend an. Entspricht diese Rührung der Liebe des menschgewordenen Gottes,

einer Liebe, bis ans schreckliche Ende am Kreuz, wie sie durch die eucharistischen Gestalten uns in Erinnerung gerufen werden soll? Dieses Bild beabsichtigt die Weckung primitiver Triebregungen und ist eine billige Effekthascherei.

Was also ist hier kitschbegründend? Die Unwahrheit in der Wiedergabe, weil hier die wahre Größe des eucharistischen

Heilandes in eine vermeintliche Kindlichkeit verfälscht wird, zusammen mit dem damit bezweckten, billigen Erfolg.

Ehrfurchtslosigkeit

Betrachten wir dann das nebenstehende Bild: „Maria als gute Hirtin.“ Zunächst ist hinsichtlich des Gegenstandes ein Bedenken von der Glaubenslehre her anzumelden. Darf man eine Bezeichnung, die Christus auf sich selbst anwendet, um den Kern seiner Sendung als Erlöser bewußt zu machen, das Bild des Guten Hirten also, der sein Leben für die Schafe gibt, ohne weiteres auf Maria anwenden? Lassen wir die Beantwortung dieser Frage beiseite und fragen wir nur nach dem Eindruck, den das Bild auf uns macht. Die Unechtheit und Ehrfurchtslosigkeit des Ganzen drängt sich auf. Nicht nur, daß die Vertauschung der Geschlechtsrolle — Hirtenamt ist Mannessache — gekünstelt und unwirklich anmutet, das Bild als solches wirkt schwach, die Farbgebung ausgesprochen fad. Hier leider nicht ersichtlich. Die „Gute Hirtin“ steht in einer idealen Landschaft. Daß hier Stürme brausen könnten, oder daß gar ein grimziger Wolf sein Unwesen triebe, erscheint völlig abwegig. In dieser paradiesischen Welt gibt es keine Mißklänge. Umso mehr klafft ein Riß zwischen dem Bild und der Wirklichkeit. Ist das die Welt, in welche die Christen hineingesandt werden, wie Schafe unter die reißenden Wölfe? Hier ist das Erlebnis des Künstlers nicht zu einem wahren Wesensbild gestaltet, sondern zu einem Wunschbild verwandelt. Darin zeigt sich auch die Ehrfurchtslosigkeit. Gewiß waltet in dem Bild eine

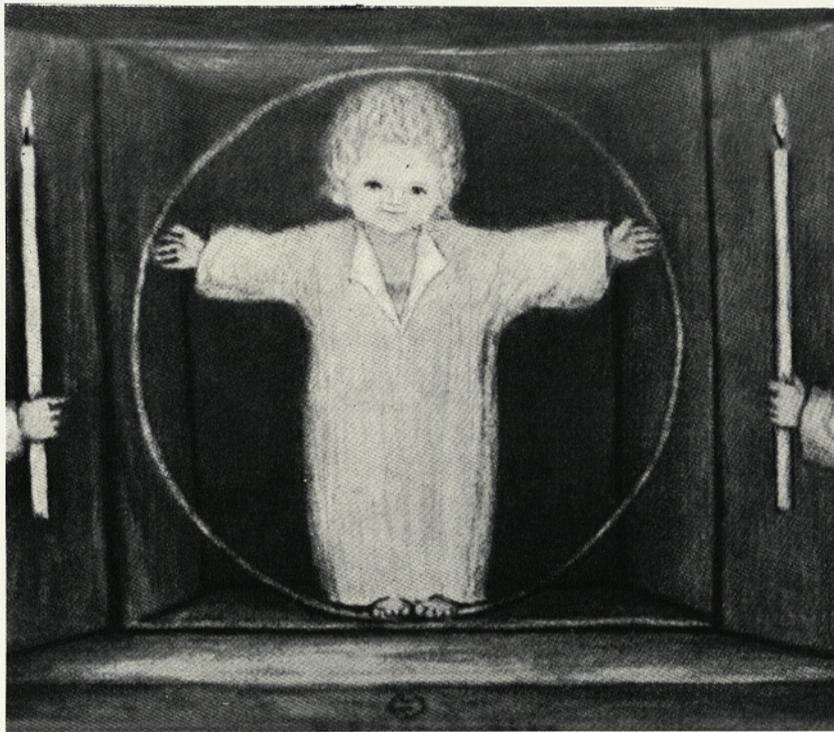


unfruchtige, religiöse Absicht. Es handelt sich um redlichen, sei-ner Minderwertigkeit nicht be- wußten Kitsch, aber doch um Kitsch.

Schamlosigkeit

Ein Schritt weiter und wir ste- hen vor böswilligem Kitsch. Wies bei der „Guten Hirtin“ der Eindruck mehr ins Fad-Läp- pische, so hier bei der heiligen Cecilia von Pozzi ins Frivol- erotische. Dasselbe kann man feststellen bei manchen Marien- darstellungen und ganz beson- ders bei der Darstellung der schreienden heiligen Maria Mag- dalena. Was bleibt da oft nur noch übrig von diesen großen, heiligen Gestalten? Das Weib- liche Geschlechtswesen, geschlecht- liches Begehren weckend. Der Künstler dieses Werkes kann schon etwas. Das Moment des Billigen tritt zurück, was sich über dem Beschauer aufdrängt, ist die aufreizende Verlogen- heit, die kaum verhüllte Ab- sicht, unter frommem Vorwand sexuelle Triebregungen zu wecken oder zu befriedigen. Dem naiven Beschauer wird damit ein Vergnügen im biblischen Sinn ge- geben; der wache und feiner empfindende Betrachter fühlt sich beleidigt, weil ihm zuge- mutet wird, auf eine so niedrige Bauernfängerei hereinzufallen. Wie beim vorausgehenden Bild der „Guten Hirtin“ holt auch hier das den Gegenstand ver- wandelnde innere Bild des Künst- lers nicht das Wesen des Ge- genstandes heraus, sondern gau- delt ein Wunschbild vor. Nicht daß hier die Sexualität zum Ausdruck kommt, begründet den Kitsch, sondern daß es unter religiösem Vorwand geschieht und nur als billiger Sinnenkit- tel zitiert wird.

P. U.





Unserer Liebe Frau von der Herrlichkeit. Aus dem Mariendom von Osaka, der wegen seiner kühnen Bauweise in Japan allgemeines Aufsehen erregte.